

Brigitte Melzer

Wesen der Nacht

Band 1:
Geistwandler

Roman



Prolog

Die Dunkelheit umgab ihn wie ein Leichentuch. Nur dass er ein Leichentuch hätte packen und zur Seite reißen können. Diese Dunkelheit jedoch war starr und unnachgiebig. Die Wände seines Gefängnisses, dessen beklemmende Enge ihn in eine kauernde Haltung zwang, waren durchzogen von Silber und eingeritzten Schutzrunen. Verdammtes Metall! Es machte ihn wehrlos, behinderte den Fluss seiner Kräfte.

Dabei waren die Wände, die ihn – keine Armlänge entfernt – umgaben, nicht einmal aus Stein, sondern lediglich aus Holz. Er saß in einer Kiste. Einem lächerlichen Ding, mit dem die Menschen Gegenstände in ihrer Welt umherschickten. Holz, organisches Material. Wie sehr wünschte er sich, es mit der Macht eines Gedankens in seine einzelnen Atome zu zerlegen. Dummerweise gehörte das nicht zu seinen Fähigkeiten. Ein Wesen wie er, befand er, sollte dazu in der Lage sein. Nichts und niemand sollte es vermögen, sich einem Geschöpf des Jenseits in den Weg zu stellen. Ganz sicher keine verfluchte Holzschachtel!

Er hatte gelernt auszusehen wie sie, sich so zu benehmen und sich ihrer Welt anzupassen. Trotzdem hatte der Jäger hinter die Fassade des Teenagers geschaut, mit der er sich umgeben, in der er sich sogar wohlgeföhlt hatte, und erkannt, was er wirklich war.

Alles war gründlich schiefgegangen. Er hatte seine Mission in den Sand gesetzt und jetzt stand sein Leben auf dem Spiel. Er fürchtete nicht, dass ihn der Wächter töten würde, der ihn hier festgesetzt hatte. Es war sein Auftraggeber, der ihm Sorge bereitete. Dieser verstand keinen Spaß und hatte deutlich gemacht, welche Konsequenzen ein Versagen mit sich bringen würde. Anders als er selbst war sein Auftraggeber durchaus in der Lage, ihn in seine einzelnen Atome zu zerlegen.

Sein Befehl war es gewesen, ein Druckmittel in seine Gewalt zu bringen. Statt sich jedoch unauffällig im Hintergrund zu halten, hatte er nach einem Ausweg gesucht. Dabei war er einem Jäger ins Netz gegangen und fast hatte es den Anschein, als wäre es nicht der Plan des Mannes gewesen, ihn an den Torwächter zu übergeben. Der Jäger hatte kurz gezögert, seinen Fang dann aber widerspruchslos übergeben, woraufhin der Wächter ihn in diesen Kasten gesteckt hatte.

Warum war er überhaupt noch hier? Es war schwer zu sagen, wie viel Zeit vergangen war, seit sich die Tür seines Gefängnisses über ihm geschlossen hatte.

Von wegen Tür. Er schnaubte. Ein elender Deckel! Nenn die Dinge ruhig beim Namen. Du bist nichts weiter als Frachtgut, Caleridon!

Während der ersten Stunden war er noch in der Lage gewesen, dem Fluss der Zeit zu folgen, dann aber hatte sich die Zeit verselbstständigt, hatte ein eigenes, der Finsternis angepasstes Tempo angenommen und plötzlich war es ihm nicht mehr möglich, zu sagen, wie lang er in diesem Loch festsäß. Seine Auslieferung hätte nicht länger als ein paar Stunden auf sich warten lassen sollen. Im schlimmsten Fall einen Tag. Seine Gefangenschaft jedoch dauerte nun schon bedeutend länger an, so viel war gewiss.

Er hatte versucht, sich zu befreien. Hatte sich mit aller Macht gegen die Wände geworfen und, als das nichts half, seinen Geist nach jemandem außerhalb dieses Würfels ausgestreckt. Früher einmal wäre es ein Leichtes für ihn gewesen, jemanden auf sich aufmerksam zu machen und dazu zu bringen, ihm zu Hilfe zu kommen. Doch er verfügte nicht länger über diese Gabe. Er hatte sie schon vor langer Zeit aufgegeben. Es war eine bewusste Entscheidung gewesen und bisher hatte es ihm nie etwas ausgemacht. Selbst heute bereute er nicht, was er getan hatte, auch wenn sich die Dinge anders entwickelt hatten als erhofft. Seine Kräfte hätten ihm ohnehin nichts geholfen, solange das Silber sie blockierte.

Fähigkeiten hin oder her, er wollte sich nicht in sein Schicksal fügen, das würde er niemals tun. Auf keinen Fall konnte er hier sitzen und tatenlos darauf warten, dass man ihn der Gerichtsbarkeit jenseits der Pforten übergab. Nicht etwa der harten Strafe wegen, die ihn für den unerlaubten Grenzübertritt erwartete, sondern wegen seines Auftraggebers. Sobald dieser vom Scheitern seiner Mission erfuhr – und eine Überstellung an den Rat war ein eindeutiger Beweis für sein Versagen –, war sein Leben verwirkt. Ebenso verwirkt war es, wenn der Zeitraum verstrich, den man ihm für die Durchführung seines Auftrags eingeräumt hatte, ohne dass er einen Erfolg vorweisen konnte.

Wenn er eine Chance haben wollte, mit heiler Haut davonzukommen, musste er handeln, solange er sich noch auf dieser Seite der Grenze befand. Aber das Denken fiel ihm schwer. Die Enge und die Finsternis raubten ihm mehr und mehr die Sinne und drohten schon bald jeden klaren Gedanken im Keim zu ersticken.

In der Dunkelheit mochte die Zeit anderen Gesetzen unterliegen, eines jedoch blieb gleich: Sie spielte noch immer gegen ihn. Das Silber verhinderte, dass sich seine Lebensenergie aufladen konnte, wie es draußen der Fall gewesen wäre. Wenn er keinen Weg in die Freiheit fand, würde sie mehr und mehr dahinschwinden. Damit wäre sein Ende besiegelt. Doch noch blieb ihm Zeit. Zwei Wochen mochten es sein – wenn er Glück hatte und mit seinen Kräften haushielt, ein wenig mehr. Es gab allerdings noch eine Möglichkeit.

Caleridon streckte seinen Geist nach der einzigen Verbindung aus, über die er in dieser Welt verfügte. Einer Verbindung, die er vor Jahren verloren hatte und die nun seine letzte Hoffnung war.

»Serena, ist alles in Ordnung?«

Pepper hatte Mühe, mir durch das Gedränge die Stufen nach oben zu folgen, als ich aus dem U-Bahnschacht an die Oberfläche floh. Nur raus hier! Raus aus der Dunkelheit und der Enge. Ich brauchte Luft!

Schwer atmend blieb ich vor der Treppe stehen, den Blick auf die *Archway Tavern* gerichtet, einen roten Ziegelbau mit weiß eingefassten Fenstern, der auf einer dreieckigen Insel zwischen zwei Straßen thronte. Ich starrte auf den Turm mit der Uhr, der sich in der Mitte des Daches erhob, verwundert darüber, dass ich das Ticken bis hierher hören konnte. Doch es war nicht die Uhr, es war mein eigener Herzschlag, der mir in den Ohren dröhnte.

Mit weichen Knien wich ich dem Strom der Menschen aus, die hinter mir die Treppen nach oben drängten. Ich lehnte mich an das massive Metallgeländer neben dem U-Bahnaufgang und sog begierig die Luft ein. Dort unten, in der Enge des vollgestopften Zuges hatte ich geglaubt, ersticken zu müssen. Ohne Vorwarnung hatte ich zu zittern begonnen. Kalter Schweiß war mir auf die Stirn getreten, und mit einem Mal war mir so schlecht geworden, dass ich nur noch einen Gedanken kannte: Luft!

Pepper hatte zu mir aufgeschlossen und blieb vor mir stehen. »Bist du sicher, dass es dir gut geht? Du bist weiß wie eine Wand!«

Ich nickte. »Mir ist nur schlecht geworden. Hitzestau.« Tatsächlich war es für Mitte Juni erstaunlich warm und die Belüftung in der U-Bahn war, wie so oft, ausgefallen gewesen. Kein Wunder, wenn mir da schlecht wurde. Es ging mir auch schon besser, seit ich dem ratternden Waggon entkommen war. Alles, was blieb, war ein leichtes Frösteln, das mich überkam, sobald mir der Sommerwind über den verschwitzten Nacken strich. Unwillkürlich hob ich die Hand und fuhr mir über den Hals. Die drei Anhänger an meinem Bettelarmband, das Dad mir zum Geburtstag geschenkt hatte, klirrten leise. Das Geräusch beruhigte mich.

Trotzdem wich ich Peppers besorgtem Blick aus. Meine Augen blieben an einem Typ hängen, der mit ans Ohr gepresstem Handy die Treppen nach oben lief und sich angeregt zu unterhalten schien. Hatte er mich gerade angesehen? Er war zwei oder drei Jahre älter als ich, vielleicht ein Student. Für einen Moment verstummte er, als er an Pepper und mir vorbeiging. Er musterte mich neugierig. Meine Güte, ich musste aussehen wie ein Wrack!

Immerhin schenkte er mir ein kurzes, mitleidiges Lächeln, dann nahm er seine Unterhaltung wieder auf. »Ich bin auf dem Weg«, hörte ich ihn in sein Telefon sagen. Seine weiteren Worte gingen im Verkehrslärm unter, als er sich langsam entfernte.

Pepper hingegen sah mich noch immer an.

Ich seufzte. »Es geht mir gut, Peps. Wirklich. Mir wird nur seit einer Weile dauernd schlecht. Vielleicht habe ich mir einen Virus eingefangen oder mir den Magen verdorben.«

»Oder du bist schwanger.«

Ich zog eine Augenbraue hoch. »Von nichts kommt nichts.« Du liebes bisschen, ich hatte nicht einmal einen Freund und ganz sicher niemanden, mit dem ich mich zwischen den Laken hätte wälzen können. Oder wollen. Nein, es war wohl eher irgendein fieser Virus.

Manchmal war es nur ein kurzer Moment, in dem ich das Gefühl hatte, dass mir übel wurde, doch so schnell das Gefühl kam, war es auch wieder vorbei. Manchmal dauerte es Minuten, dann wurde es so schlimm, dass ich nur noch an Flucht denken konnte. So wie vorhin in der U-Bahn. Und fast kam es mir so vor, als könne ich der Übelkeit tatsächlich davonlaufen. Wie sonst ließ sich erklären, dass es mir, nachdem ich den Zug verlassen hatte, schlagartig besserging?

Angefangen hatte es vor zwei Wochen, ausgerechnet an meinem sechzehnten Geburtstag. Dad war extra aus den Highlands nach London gekommen, einmal quer über die Insel, um den Tag mit Mom und mir zu verbringen. Nur mein Bruder Trick, der eigentlich Patrick heißt, war nicht dabei gewesen. Ihn hatte eine Sommergrippe ans Bett gefesselt, sodass er in Duirinish geblieben war. Wer weiß, vielleicht hatte Dad ja ein paar von Tricks Viren im Gepäck gehabt. Es war wie verhext. Seit Mom und Dad sich getrennt hatten und Mom und ich in London lebten, fehlte immer jemand bei Feiern und Festtagen. Bis vor drei Jahren war es stets Dad gewesen, der mit Abwesenheit gegläntzt und lediglich angerufen oder Postkarten und E-Mails geschickt hatte.

Dann war Trick, der bis dahin bei Mom und mir gelebt hatte, zu Dad gezogen. Seitdem bekam ich Dad häufiger zu Gesicht. Aber nie gleichzeitig mit meinem Bruder. Die beiden arbeiteten als Aufseher eines Naturschutzgebiets in den Highlands und vertraten sich gegenseitig. Warum ein Stück Landschaft nicht einmal für ein paar Tage unbeaufsichtigt bleiben konnte, hatte mir bisher allerdings niemand erklären können.

»Es geht einfach nicht«, war der Satz, den ich regelmäßig zur Antwort bekam. Früher nur von Dad, inzwischen auch von Trick. Als würde die Welt untergehen, wenn niemand ein Auge auf diesen blöden Landstrich hatte.

Dabei liebte ich diese Gegend, in der ich die ersten fünf Jahre meines Lebens verbracht hatte. Bis Mom und Dad sich getrennt hatten und Mom mit uns fortgezogen war. Unzählige Male hatte ich Mom angebettelt, Dad besuchen zu dürfen. Doch zu meinem Leidwesen erlaubte Mom es mir nie. Er sei zu beschäftigt und ich wäre ihm nur im Weg, behauptete sie dann.

Also wirklich, ich war sechzehn, kein kleines Kind mehr, das rund um die Uhr beaufsichtigt werden musste! Trotzdem blieb sie unbeirrbar.

Manchmal verstand ich meine Eltern nicht. Wenn ich die beiden zusammen sah, wollte mir einfach nicht in den Kopf, warum sie sich überhaupt getrennt hatten. Sie wirkten so harmonisch und gingen so liebevoll miteinander um. Sie telefonierten ständig und die Blicke, die sie einander zuwarfen, wenn Dad zu Besuch kam, sprachen Bände. Scheiden hatten sie sich auch nicht lassen und neulich hatte ich sie knutschend in der Küche erwischt, als sie eigentlich den Abwasch erledigen wollten! Sobald sie mich bemerkten, waren sie auseinandergefahren und hatten so getan, als wäre nichts passiert. Wenn sie stritten, taten sie es hinter verschlossenen Türen. Ich wusste nicht, wo das Problem der beiden lag, denn dass sie sich liebten, war schwer zu übersehen. Doch offensichtlich war dieses Problem ausreichend groß, um ein Zusammenleben unmöglich zu machen.

Nach zehn Jahren in London verstand ich immer noch nicht, wie Mom lieber in dieser hektischen Stadt leben mochte als in meinen geliebten Highlands. Dads Job war zeitraubend. Manchmal war er mehrere Tage unterwegs, führte Touristen auf ihren Wanderungen oder sah irgendwo nach dem Rechten. Vielleicht hatte Mom nicht mit der Einsamkeit umgehen können. Andererseits hatte sie Trick und mich gehabt und ehrlich gesagt war sie auch hier in London nicht sonderlich kontaktfreudig. Mom sagte, es hätte mit meiner Krankheit zu tun. Sie wollte an einem Ort sein, an dem sie jederzeit einen Arzt erreichen konnte. Mir ging es schon seit langer Zeit wieder gut, trotzdem waren wir nicht zurückgekehrt.

Pepper boxte mich in die Schulter und riss mich aus meinen Gedanken. »Hey, hörst du mir eigentlich noch zu? Ich hab dich gefragt, ob du schon beim Arzt warst! Ist vermutlich sowieso egal. Wenn es ein Virus ist, habe ich ihn mir bestimmt schon eingefangen und werde spätestens heute Abend über der Schüssel hängen.«

»Ich habe gar nicht gekotzt.« Auch wenn ich manchmal kurz davor war. »Mir ist nur schlecht, und ich glaube nicht, dass es ansteckend ist. Sonst hätte Mom es schon längst. Und du genauso.«

Immerhin verfolgte mich die Übelkeit schon seit meinem Geburtstag. Wir waren chinesisch essen gewesen und vielleicht hatte ich etwas Verdorbenes erwischt. Andererseits hatten wir die Platte für drei Personen gehabt und meinen Eltern fehlte nichts. Auch die eigenartigen Wellen, in denen die Übelkeit kam und ging, passten nicht zu einer Lebensmittelvergiftung. Auch nicht zu einem Virus.

»Hier.« Pepper hielt mir eine Flasche Wasser hin. »Trink etwas.«

Dankbar griff ich danach, schraubte den Deckel ab und nahm einen Schluck. Schon bei unserer ersten Begegnung vor zehn Jahren war Pepper es gewesen, die dafür gesorgt hatte, dass es mir besserging. Mom, Trick und ich waren damals gerade nach London gezogen. Bis dahin hatte ich mein ganzes Leben in einem einsam gelegenen Cottage in Duirinish verbracht und die Großstadt, mit ihrem Lärm und der Enge, überforderte mich vollkommen. Dass wir kein eigenes Haus mehr hatten, sondern in einem grauen Betonbunker mit unzähligen Wohneinheiten leben sollten, ließ mich in Tränen ausbrechen, sobald ich den grau gefliesten Hauseingang zum ersten Mal betrat. Mom und Trick schlepten die Kisten mit unseren Sachen ins Haus, keiner von ihnen bemerkte, dass ich mich davonstahl. Ich lief die Treppen hinauf, bis es nicht mehr weiterging, setzte mich oben auf die letzte Stufe und starrte vor mich hin, während mir die Tränen in Strömen über die Wangen liefen. Ich bemerkte das Mädchen mit den kupferroten Locken, den neugierig funkelnden grünen Augen und dem Puppengesicht erst, als es sich neben mich setzte.

»Warum heulst du?« Pepper war schon als Sechsjährige ziemlich direkt gewesen.

»Alles hier ist so grau und trist«, schniefte ich. »Ich vermisse das Gras und das Meer. Und den Himmel. Ich will nach Hause.«

»Komm, ich zeig dir den Himmel.«

Bevor ich wusste, wie mir geschah, packte sie mich an der Hand und zog mich den Gang entlang zu einer Feuerschutztür, die auf das Flachdach hinausführte. Dahinter lag ein kleines Paradies. Zumindest etwas, das meiner Vorstellung davon ziemlich nahe kam.

Jemand hatte das Dach mit künstlichem Rasen ausgelegt und am Rand unterhalb der Dacheinfassung Blumenkästen und ein kleines Kräuterbeet aufgestellt. Der kleine Dachgarten wurde sofort zu meinem Lieblingsplatz, und Pepper, die auf unserer Etage wohnte, zu meiner besten Freundin. Durch sie fand ich in der Schule schnell Anschluss, trotzdem blieb sie immer die Allerwichtigste für mich. Daran hatte sich auch nichts geändert, als Mom und ich vor ein paar Monaten aus dem heruntergekommenen Mietshaus in ein Reihenhaus in Camden gezogen waren.

Selbst nach zehn Jahren in London vermisste ich noch immer die schroffe schottische Küste, an der ich aufgewachsen war. Ich vermisste das Rauschen des Meeres, das Raunen des Windes und die Stille. In der Stadt war es ständig laut, es stank und immer war irgendwo etwas los. Immerhin hatte mir der Lärm, so wenig ich ihn mochte, geholfen, die Stimme aus meinem Kopf zu vertreiben. Jene Stimme, die der Grund dafür gewesen war, dass Mom mich hierher verpflanzt hatte. Meine Krankheit.

In Gedanken versunken schraubte ich den Verschluss wieder auf die Flasche und gab sie an Pepper zurück. Sie stopfte sie in ihre Tasche und deutete auf die Treppe zu den U-Bahntunneln. »Bist du so weit?«

Auch wenn die Übelkeit verflogen war und ich mich wieder vollkommen normal fühlte, behagte mir die Vorstellung nicht, nach unten zu gehen. Was, wenn mir wieder schlecht wurde, sobald wir in der U-Bahn waren? Die Strecke war nicht lang, nur noch eine einzige Station. Ich redete mir ein, dass ich das wohl hinbekommen würde. Andererseits war eine Station auch locker zu Fuß zu schaffen und der Gedanke an einen Spaziergang gefiel mir weit besser als die Vorstellung, mich wieder in einen vollgestopften Wagen zu zwängen.

»Lass uns den Rest laufen.«

Es war ein ungewöhnlich warmer Tag, die Hitze flirrte über dem Asphalt und am Himmel war kein Wölkchen in Sicht. In einer halben Stunde konnten wir am Tor von *The Queen's Green* sein, der bewachten Wohnanlage, in die Mom und ich gezogen waren. Wenn es um unser neues Zuhause ging, schlugen zwei Seelen in meiner Brust. Einerseits tat es mir leid, nicht mehr so nah bei Pepper zu wohnen, andererseits mochte ich die weitläufige Anlage, in der wir jetzt lebten. Dort war von der Enge der Stadt nichts zu spüren. All der Lärm und die Hektik verschwanden, sobald man die Bäume hinter sich ließ, die das Grundstück umgaben. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, woher das Geld stammte, mit dem Mom das Haus bezahlt hatte. Angesichts der Preise in London bezweifelte ich, dass es ein Schnäppchen gewesen war, doch wann immer ich sie danach fragte, lächelte sie nur und meinte, ich solle mir darüber keine Gedanken machen.

Dass wir nicht mehr im selben Haus wohnten, hatte nichts daran geändert, dass Pepper und ich ständig zusammenhingen. Wenn das Wetter schön war und uns nicht der Sinn danach stand, uns in irgendwelchen Einkaufszentren oder Cafés herumzutreiben, zog es uns meistens zu mir nach Hause. Pepper war immer noch jedes Mal begeistert davon, in einem richtigen Garten mit echtem Rasen zu sitzen. Und das war auch der Plan für diesen Nachmittag.

»Du willst echt laufen?« Mit einem Seufzen rückte Pepper den Riemen ihrer Tasche zurecht und setzte sich in Bewegung. Sie war noch nie eine Sportskanone gewesen, was man ihr auch ansah – sehr zu ihrem Leidwesen. Sie war nicht nur kleiner, sondern auch fülliger als ich. Es hatte eine Zeit gegeben, in der sie die weniger freundlichen Kids *die Kugel* nannten. Pepper hatte sich davon nie aus der Ruhe bringen lassen, zumindest nicht nach außen hin. Trotzdem wusste ich, wie weh ihr dieser Spott tat. Inzwischen war sie ein paar Zentimeter gewachsen und ihre Pfunde hatten sich besser verteilt, sodass es nur noch wenige Leute gab, die sie deshalb aufzogen. Das änderte jedoch nichts daran, dass es ihr immer noch zu schaffen machte.

Umso höher rechnete ich ihr an, dass sie bereit war, das Stück um meinetwillen zu Fuß zu gehen. Die Luft an der befahrenen Straße war stickig und schwer von Abgasen.

Mit schnellen Schritten gingen wir nebeneinander her. Sobald wir die Stelle erreichten, ab der die Straße nur noch zweispurig war, verlangsamten wir unser Tempo. Der scheußlichste Teil der Strecke lag hinter uns. Hier war es ruhiger. Zu beiden Seiten säumten zweistöckige Ziegelbauten die Straße, in denen sich ein kleiner Laden an den anderen reihte. Einige mit bunten Fassaden und dekorierten Auslagen, andere heruntergekommen und verwaist.

Plötzlich überkam mich ein eigenartiges Gefühl – als würde mich jemand beobachten. Tatsächlich entdeckte ich ein paar Meter vor uns, vor einem der Geschäfte, den Studenten mit dem Handy, der mich schon an der U-Bahn gemustert hatte. Er hielt das Telefon immer noch an sein Ohr gepresst, vermutlich war beides längst miteinander verwachsen, und die Hand, mit der er es hielt, war nur Tarnung, um die Leute nicht zu erschrecken. Sobald sich unsere Blicke trafen, schenkte er mir ein Lächeln, ähnlich mitleidig wie das von vorhin, und drehte mir den Rücken zu. Die Augen in die Auslage eines Computerladens gerichtet, quatschte er weiter in sein Telefon. Als wir an ihm vorbeigingen, folgte sein Blick meinem Spiegelbild im Schaufenster. Schnell checkte ich mein Aussehen in der Scheibe. Ich zupfte den dunkelblauen Faltenrock meiner Schuluniform zurecht und zog die kurzen Ärmel der weißen Bluse gerade. Meine langen schwarzen Locken saßen so, wie sie sitzen sollten. Ich war noch ein wenig blass, aber das dunkle Make-up um meine Augen befand sich an Ort und Stelle. Nichts verschmiert. Das entlockte mir ein zufriedenes Grinsen.

Neben mir leuchtete Peppers kupferroter Schopf in der Scheibe, eine Farbe, um die ich sie immer beneidet hatte, auch wenn ich das niemals zugeben würde, und sie früher deshalb *kleine Hexe* genannt hatte.

»Du hast mir noch gar nicht erzählt, was Doug heute von dir wollte«, sagte sie.

Mit einem unterdrückten Seufzer riss ich meine Aufmerksamkeit von meinem Spiegelbild und von dem des Studenten los und wandte mich wieder Pepper zu. Doug Shusterman und ich waren letzten Freitag miteinander ausgegangen. Im Gegensatz zu mir schien es ihm gefallen zu haben, weshalb er mich nach Schulschluss auf dem Gang abgefangen hatte, ehe ich die Flucht ergreifen konnte.

»Jetzt rede schon!«, drängte Pepper.

»Er wollte morgen noch einmal mit mir weggehen.«

»Und?«

»Ich habe Nein gesagt.« Ich hatte behauptet, jemand anderen zu treffen. Das war zwar gelogen, aber immer noch besser, als ihm ins Gesicht zu sagen, dass unser letztes Date meine Er-

wartungen nicht erfüllt hatte. Oder wenigstens irgendeine meiner Erwartungen. Zwei verschwundene Freitage hintereinander waren einfach zu viel.

»Du hast Nein gesagt?!«, quietschte Pepper. »Bist du verrückt? Doug ist heiß!«

Heiß ja – aber leider auch sterbenslangweilig. »Du weißt doch, wie es letzte Woche gelaufen ist!« Erst hatte er mich in einen Actionfilm geschleppt, ohne sich auch nur ansatzweise zu erkundigen, ob ich den überhaupt sehen wollte. Gegessen hatten wir danach an einem Schnellimbiss an der Straße. Er hätte wenigstens einen Laden aussuchen können, in dem man sich hinsetzen konnte. Aber nein, stattdessen hatten wir Fish & Chips samt Coladose in der Hand balanciert, und ich hatte zu kämpfen gehabt, mich nicht über und über mit Soße zu bekleckern. »Kein bisschen romantisch.«

Pepper verdrehte die Augen. »Er ist ein Junge. Du hättest ihm einfach sagen sollen, was du willst. Das kann er dir nicht von deinen schönen blauen Augen ablesen.«

Natürlich hatte Pepper recht. Trotzdem hatte ich gehofft, Doug käme von sich aus auf die Idee, mich zu fragen, was ich wollte. Oder wüsste es sowieso – was meine Idealvorstellung gewesen wäre.

»Willst du ihm nicht noch eine Chance geben?«, hakte Pepper nach. »Mit ein paar Anweisungen kriegt er das bestimmt hin.«

Ich verzog das Gesicht. Selbst wenn er nächstes Mal all meine Wünsche erfüllte, änderte das nichts daran, dass wir uns nichts zu sagen gehabt hatten. Noch einen Abend mit jemandem verbringen, der kein anderes Thema kannte als seine Computerspiele? Nein, danke. Heiß auszusehen war eben nicht genug. Doch bevor ich ihr das sagen konnte, klingelte Peppers Handy. Sie zog es aus der Tasche. Beim Blick auf das Display leuchteten ihre Augen auf, und ich ahnte sofort, wer dran war. Was vermutlich hieß, dass dieser Anruf unseren Plänen für den Nachmittag ein Ende setzen würde.

»Hi, Jonah«, flötete Pepper ins Telefon.

Bingo! Da war er – der Fleisch gewordene Todesstoß für unseren Mädchennachmittag. Jonah war einer der Verkäufer im *Hexenkessel*, dem Zauberbedarfsladen, in dem Pepper jobbte. Und sie war bis über beide Ohren in ihn verschossen. Sie sagte ein paar Mal »Ja« und »Hm« und schließlich »Alles klar, bis gleich«. Dann beendete sie das Gespräch und sah mich schuldbeusst an, wobei es ihr nicht gelang, das Grinsen ganz aus ihren Mundwinkeln zu vertreiben, das sich dort festgesetzt hatte. »Okay, was ist los?«

»Eine der Aushilfen ist ausgefallen, Madame Veritas ist mit ihren Séancen ausgebucht und Jonah braucht dringend jemanden, der den Laden schmeißt, weil er früher weg muss«, sprudelte es aus ihr heraus.

»Und wenn du ihm zu Hilfe eilst, wird er ewig in deiner Schuld stehen und sich früher oder später mit dir verabreden.«

»Das ist der Plan.« Ihr Grinsen wurde breiter. »Wenn ich mich mit der Kassenabrechnung beeile, schaffe ich es vielleicht trotzdem noch vor Ladenschluss zu Waterstones, um mir den neuesten *Hearts of Darkness* zu holen.«

»Ist es heute so weit?«

»Erstverkaufstag!«

Pepper liebte Vampirromane und verschlang jeden Schmöcker, in dem auch nur ansatzweise die Themen Blutsauger und Liebe vorkamen, aber *Hearts of Darkness* war ihre Lieblingsreihe. Sie war total in den muskulösen und geheimnisvollen Sergej Darkov verschossen und wurde nicht müde, mir jedes Mal so ausführlich davon zu erzählen, dass ich hinterher das Gefühl hatte, das Buch selbst gelesen zu haben. Dabei konnte ich mit dieser Art von Büchern gar nichts anfangen. Ich hätte es allerdings nicht übers Herz gebracht, Peppers Begeisterung zu bremsen. Es gab nicht viele Dinge, die sie davon abhalten konnten, das neueste Abenteuer von Sergej Darkov sofort bei Erscheinen zu inhalieren – eigentlich kamen nur ein Weltuntergang, Jonah und ich dafür infrage.

Ich musste sie überrascht angesehen haben, denn plötzlich stieß sie einen theatralischen Seufzer aus. »Ich weiß, ich weiß. Du wunderst dich, warum ich dich noch nicht in den Buchladen geschleppt habe.«

Ich nickte.

»Es fällt mir nicht leicht, aber glaube mir, noch schwieriger wäre es, in deinem Garten zu sitzen und Sergejs neues Abenteuer unbeachtet in der Tasche zu haben. Ich wollte es auf dem Heimweg mitnehmen.«

Spätestens ab heute Abend würde sich Pepper mit dem Buch in der Hand in ihrem Zimmer verschanzen. Vermutlich würde ich sie in den nächsten zwei Tagen nicht oft zu Gesicht bekommen.

Pepper musterte mich. »Kann ich dich allein lassen?«

»Mir ist nicht mehr schlecht, falls du das meinst.« Nach drei Sekunden Pause fügte ich hinzu: »Und ich werde es vermutlich auch überleben, den Nachmittag allein zu verbringen, wenn ich dir damit den Weg zu deinem Liebesglück mit Jonah ebnen kann.«

»Du bist die Beste!« Sie umarmte mich schnell, dann machte sie kehrt und rannte mit einem letzten Winken in Richtung der nächsten Bushaltestelle davon.

Ich blieb allein zurück und kam mir trotz der belebten Straße plötzlich erstaunlich einsam vor. Zumindest bis zu dem Augenblick, in dem ich erneut das Gefühl hatte, beobachtet zu werden.